

BETSY TOBIN
Das Beinhaus

Buch

Angesiedelt im ländlichen England des 17. Jahrhunderts, erzählt »Das Beinhaus« vor einem schaurig-spannenden Hintergrund die Geschichte zweier außergewöhnlicher Frauen. Eine von ihnen ist Dora, die allseits geachtete Dorfhure, von großer Schönheit, üppig und mit einer geradezu charismatischen Ausstrahlung. Die Männer kommen zu ihr, um ihre fleischlichen Lüste zu stillen, die Frauen, um ihre Freundschaft zu gewinnen. Als sie eines Morgens tot am Boden einer einsamen Schlucht aufgefunden wird, ist das ganze Dorf in heller Aufregung. Sie lässt einen elfjährigen Sohn zurück, der über den Verstand eines kleinen Jungen, jedoch über den Körper eines ausgewachsenen Mannes verfügt.

Berichtet werden diese Ereignisse aus der Perspektive von einer auf dem örtlichen Gutshof dienenden jungen, einzelgängerischen Zofe. Der Tod Doras, mit der sie eng befreundet war, reißt sie aus der Routine ihres geregelten, ereignislosen Lebens. Sie glaubt nicht an einen Unfall, und als sich herausstellt, dass Dora zum Zeitpunkt ihres Todes wieder schwanger war, begibt sie sich fieberhaft auf die Suche nach dem Vater des Kindes, der ihr verdächtig scheint. Doch hinter dem Geheimnis von Doras Tod steckt mehr: das dunkle Geheimnis ihres Lebens. Sie verbarg eine Vergangenheit, deren Spuren weit über die Grenzen der ländlichen Gemeinde hinausführen und in der ein geheimnisvolles Porträt eine wichtige Rolle spielt. Als ein junger Porträtmaler im Dorf auftaucht, nehmen die Ereignisse eine Wende, die auch das Leben der jungen Zofe unwiederbringlich verändern wird ...

Autorin

Betsy Tobin wurde im amerikanischen Mittelwesten geboren und emigrierte 1989 nach England. Sie arbeitet als Journalistin und schreibt auch fürs Theater. Mit »Das Beinhaus« legte sie ihren Debütroman vor, der auf Anhieb zu einem großen internationalen Erfolg wurde.

Betsy Tobin

Das Beinhaus

Roman

Aus dem Englischen
von Heidi Lichtblau

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2000 unter dem Titel
»Bone House« bei Headline Review, London.

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

Einmalige Sonderausgabe Oktober 2006

Copyright © der Originalausgabe 2000

by Betsy Tobin

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2002

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Sandro Botticelli

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN-10: 3-442-46360-2

ISBN-13: 978-3-442-46360-2

www.goldmann-verlag.de

KAPITEL 1

Ihr Tod macht uns fassungslos. Dora, die großleibige Frau, liegt gefroren unter der Erde. Und wie nach einem Körperteil, den wir durch Erfrierungen eingebüßt haben, greifen unsere Gedanken immer noch nach ihr aus. Die Männer des Dorfes haben einen unsteten Blick in den Augen. Sie vergessen ihre Arbeit, lassen ihr Werkzeug unbenutzt liegen, trinken viel zu viel und streunen dann wie Hunde herum, bis sie umfallen. Selbst uns Frauen ist unbehaglich zumute, können wir doch nie hoffen, an ihre Stelle zu treten, auch wenn sie eine von uns war. Die großleibige Frau, mit ihren ausladenden Hüften und ihren tellergroßen Brüsten, war mehr Frau, als wir es je sein können. Wir neideten ihr sogar den Bauch: ihren großen, beladenen Bauch, gefüllt mit den Früchten ihrer Hurerei.

Sie hinterlässt den Jungen, den Riesenjungen, ihr einziges Kind.

Wie sie ist er ein Bär von einem Menschen, obgleich es mit dem Sprechen hapert und manche sagen auch mit dem Denken. Aber das ist ungerecht, denn er ist noch nicht einmal ein Mann, sondern nur ein elfjähriger Junge, der in einem Männerkörper steckt. Zwar hat sie ihn auf den Namen Johann getauft, einen Namen aus ihrer Vergangenheit, doch von Anfang an hat sie ihn Long Boy gerufen. Gestern, als sie zu Grabe getragen wurde, zitterte Long Boy und verging fast vor Kummer. Er brach zusammen, schluchzte wie ein Kind, und doch waren vier Mann nötig, um ihn heimzutragen. Ich habe keine Ahnung, was nun, da sie nicht mehr ist, aus ihm wird.

Und auch nicht, was aus uns wird, denn manche Menschen sind der Mittelpunkt ihrer Welt, und andere sind die Speichen.

Sie kam über das Wasser, kam wie ein Samen herbeige- weht und ging hier nieder. Anfangs munkelte man, sie habe jenseits des Meeres einen Mann umgebracht, obgleich sie nie davon sprach und keiner sie darauf anzusprechen wagte, ge- nau so wenig, wie man die Königin darauf anzusprechen ge- wagt hätte. Falls sie es aber getan hatte, so verdiente er es ver- mutlich auch. Dora lebte nach ihren eigenen Gesetzen, die allerdings nicht ungerecht waren. Dafür bewunderte ich sie: weder Aberglaube, noch Angst, noch die Vorurteile anderer schränkten sie ein. Sie rechtfertigte sich vor niemandem und fragte auch nie nach dem Wieso und Weshalb derjenigen, die an ihre Tür klopfen. Männer zumeist, doch auch Frauen ka- men, aus anderen Gründen. Sie geizte nicht mit Rat, bot Es- sen und Unterkunft an, und denen, die es nötig hatten, manchmal sogar Geld. Aber meistens gab sie von sich selbst, ihrem großen, überreichen Selbst, und diejenigen, die ihr Bett aufsuchten, zahlten reichlich dafür.

Ihr Tod kam unerwartet, ein absonderlicher Unfall. Man fand sie erfroren, den Bauch zum Himmel gestreckt, am Grunde einer Klamm. Sie hatte eine Abkürzung durch den Wald ge- nommen und war über Felsgestein gestolpert, das mit Schnee bedeckt und darunter eisglatt war. Wäre sie nicht mit dem Hinterkopf auf einen spitzen Stein am Bachrand aufgeschla- gen, könnte sie noch leben. Sie hat eindeutig versucht, ihren Absturz zu verhindern. In ihrer Hand fand sich ein junger Baum, den sie während ihres Sturzes ausgerissen haben muss. Aber bei ihrem Gewicht konnte der ihren Sturz kaum aufhalten. Mit den Füßen brach sie in einem Eisbecken ein, in das sie bis zu den Oberschenkeln versank. Am Ende muss-

te sie mit einem Meißel daraus befreit werden. Es heißt, ihr Blut wäre überall gewesen.

Ich sah es später, eine schmutzige Tintengischt über dem Schnee.

Als sie zu uns ins Dorf kam, war ich fünf. Selbst damals hatte sie schon einen großen Leib, doch sie trug ihre Last unbekümmert, nicht linkisch wie andere Frauen. Eines Tages krabbelte ich auf dem Markt im Dreck herum, während meine Mutter um den Preis eines Karpfens feilschte. Ich kroch unter den Karren des Fischweibs, um mich zu verstecken. Schließlich hörte ich meine Mutter mit ungeduldiger Stimme nach mir rufen. Zunächst verharrte ich unter dem Karren und lauschte ihrem Ruf. Ich erinnere mich daran, dass ihre Stimme – wie Vogelgesang in der Abenddämmerung – sich hob und anschwoll. Je schriller ihre Stimme wurde, umso mehr raste mein Puls. Ihre Panik gefiel mir. Aber als sie meinen Namen schließlich kreischte, bekam ich es mit der Angst zu tun, robbte unter dem Karren hervor und stieß mit dem Kopf direkt mit Doras steinhartem Unterleib zusammen.

Ohne auch nur mit der Wimper zu zucken griff sie hinunter und hob mich hoch. Und dort oben starrte ich unversehens in ihre Augen, blassblau und braun gesprenkelt wie Taubeneier. Wortlos reichte sie mich meiner Mutter, deren Gesicht angstverzerrt war. Meine Mutter nickte dankend und drückte mir die Arme so fest, dass ich in Tränen ausbrach. Da legte Dora die Hand sanft auf Mutters Arm; im Nu sah ich Angst und Wut aus Mutters Augen verschwinden, und sie lockerte ihren Griff. Ich hörte zu weinen auf, und einen Augenblick standen wir drei so da. Dann ließ Dora meine Mutter los.

»Es heißt, Sie seien Hebamme«, sagte sie zögernd. Meine

Mutter nickte und ließ den Blick einen Moment lang über den großen Bauch der Frau schweifen. »Ich brauche Ihre Hilfe«, fuhr Dora fort. Ihre Stimme war tief und belegt, der Akzent fremdartig. Sie sprach langsam und sorgfältig, als würde sie Früchte von einem Baum pflücken. Meine Mutter nickte, denn ihre Stimme gehorchte ihr nicht gleich.

»Kommen Sie in der Abenddämmerung zu mir«, erwiderte sie schließlich. Da lächelte die großleibige Frau und wandte sich zum Gehen, und ich beobachtete, wie sie mit großen Schritten durch das Marktgewühl verschwand.

Als sie an diesem Abend zu uns kam, lag ich bereits im Bett, doch durch die Vorhänge sah ich, wie meine Mutter sich vor sie hinkniete und ihren Bauch umfasste. Doras Brust hob und senkte sich, und ich hörte ihren Atem, hart und regelmäßig, wie der eines Pferdes. Die Atmosphäre war zum Zerreißen gespannt, als meine Mutter sich mit den Händen um ihren kugeligen Bauch herumarbeitete, ihre Handflächen in verschiedenen Winkeln drehte, presste und forschte, dann wieder besänftigend über die angespannte Haut strich. Die gespreizten Händen beidseits auf den Bauch gelegt, beugte sie sich vor und legte ein Ohr an Doras Bauch. Schließlich wippte sie auf den Fußballen zurück.

»Lang dauert es nicht mehr«, sagte sie. Dora nickte.

»Es ist nicht das erste?« Mutter sah zu ihr auf.

»Nein.«

»Die anderen?«, erkundigte sich meine Mutter vorsichtig.

Dora schüttelte kurz den Kopf, was meine Mutter mit einem umsichtigen Nicken zur Kenntnis nahm. Wenn sie mir in meiner Kindheit etwas beigebracht hatte, dann war es Zurückhaltung, wenn es um Frauengeheimnisse ging.

»Werden Sie im Dorf bleiben?«, wollte Mutter wissen.

»Ja«, erwiderte Dora mit Nachdruck. »Hier werde ich leben!«

Sie zog in das Cottage des Müllers. Er war erst vor ein paar Wochen an Cholera gestorben, wie schon seine Frau und sein Sohn zuvor, und das Häuschen war leer geblieben. Sie räumte es aus und verbrannte alles auf einem riesigen Scheiterhaufen – eine extravagante Geste, die viele für unnötig hielten. Dann machte sie sich an den Bau der eigenen Möbel, wobei sie das Holz selbst aus dem Wald schleppte. Sie war zu Pferd erschienen, beladen mit ihren Habseligkeiten, und innerhalb weniger Wochen hatte sie das Tier verkauft und die wenigen nötigen Dinge gekauft oder gebaut. Von Anfang an war klar, dass sie gekommen war, um zu bleiben, und schon nach kurzer Zeit stellte niemand mehr ihre Anwesenheit in Frage.

Ich weiß nicht, wann sie begann, ihren Körper feilzubieten, wie es geschah, oder ob sie es wirklich so geplant hatte. Bloß, dass es sowohl recht als auch natürlich wirkte. Als Kind spielte ich immer vor ihrem Cottage. Männer kamen und gingen, und sie waren stets guter Dinge. Als ich meine Mutter fragte, warum Dora so viele Besucher habe, erklärte sie mir, dass ihr Haus ein Laden sei, in dem Sachen verkauft würden, die Leute zwar mögen würden, derer sie aber nicht wirklich bedürften. Ich glaubte, sie spreche von Lebensmitteln, und eine Zeit lang stellte ich mir einen geheimen Keller voll mit seltenen Delikatessen und Leckereien vor. Aber auf meine Frage, ob wir die Dinge, die sie verkaufte, nicht einmal probieren könnten, erklärte Mutter, für uns seien sie reizlos. In meinen Augen mussten das Meeresfrüchte sein: Austern, Herzmuscheln, Aal in Aspik und dergleichen, Dinge, die ich nie gemocht habe. Als ich von meiner Mutter wissen wollte, ob dies die Art von Kost sei, die man bei Dora bekäme, stockte sie kurz und sagte dann, sie wäre dem sehr ähnlich. So kam es, dass ich mir Doras Haus als eine Art Schenke vorstellte, in die Männer gingen, fürstlich schlemmten und sich zufrieden fühlten. Später, als ich alt genug war, um die Wahr-

heit zu erfahren, wunderte ich mich über die Erklärung meiner Mutter, da es mir so vorkam, als würden die Männer, die über Doras Türschwelle traten, es mindestens so sehr aus einem Bedürfnis wie aus Verlangen heraus tun.

Denn das Leben war oft hart, und Lichtblicke gab es nur wenige. Im Winter machten uns Hungersnöte, Krankheiten und bittere Kälte zu schaffen. Im Sommer Fieber und Seuchen. Als ich fünf war, erlag fast das halbe Dorf der Pest. Meine Mutter ließ mich wochenlang nicht aus dem Haus, und ich entsinne mich, durch die Türritzen beobachtet zu haben, wie die Toten aus dem Dorf gekarrt wurden, um auf den Feldern verbrannt zu werden.

Meine ganze Kindheit hindurch ging Dora ihrem Gewerbe nach, erfreute Männer aus dem Dorf wie auch Durchreisende auf dem Weg nach London. Mir dämmerte schließlich, dass meine Mutter keine solchen Bedürfnisse hatte, denn solange ich mich erinnern kann, hat sie die eigene Gesellschaft der anderer vorgezogen. Nicht, dass sie sich absonderte, sie traf nur eine strenge Auslese: Wenn überhaupt, dann suchte sie die Gesellschaft von Frauen, und die hatten für gewöhnlich dicke Bäuche. Ihre Arbeit war ihr Leben, und selbst ich kam mir zeitweilig ziemlich nebensächlich vor. Schon meine Großmutter hatte als Hebamme gearbeitet, und ihre Mutter davor auch, und soweit ich weiß, hatte meine Mutter, seitdem sie mündig war, nie etwas anderes getan als in Schöße zu langen. Kaum vorstellbar, dass sie selbst je ein Kind gewesen war. Dass sie selbst eines empfangen hatte, undenkbar.

Bei den meisten im Dorf sah das allerdings anders aus. Sobald ich alt genug war, um das zu verstehen, beobachtete ich aufmerksam, wer die großeleibige Frau besuchte. Ich kann mir gut Gesichter merken, Stimmen sogar noch besser, und durch die Mauern ihres Häuschens konnte man eine Menge hören. Früher oder später kam jeder gesunde und kräftige

Mann des Dorfes zu ihr, wie auch ein Großteil der nicht so Kräftigen und Gesunden. Sie machte keine Unterschiede, sondern hieß sie alle mit einem ungezwungenen Lächeln und bereiter Hand willkommen. Und, wie ich schon sagte, auch die Frauen kamen, die Körbe voll frisch gepflückter Äpfel und frisch gebackener Brote. Sie kamen weniger häufig, aber ihr Bedürfnis erschien mir nicht minder groß. Nicht Lust zog sie her, sondern der Wunsch nach Doras Gegenwart. Denn mit ihrer Anmut, ihrer Großzügigkeit und ihrem Mitgefühl veränderte sie uns. Die schlichte Tatsache, dass sie uns auswählt hatte, erfüllte uns mit Stolz.

Aus diesem Grund hat uns ihr Tod auch solch einen Schlag versetzt. Selbst meine Mutter war erschüttert. Vielleicht vor allem meine Mutter, denn wenn sie überhaupt so etwas wie eine Freundin hatte, dann war es Dora. Gestern, während der Beerdigung, stolperte meine Mutter über ein paar Steine und wäre fast gestürzt. Plötzlich fiel sie vornüber, hielt sich Hilfe suchend an meinem Arm fest, und für eine kurze Zeit lang wurde ich an den Augenblick erinnert, in dem wir Dora zum ersten Mal begegnet waren. Wieder packte meine Mutter mich so fest, dass ich beinahe aufgeschrien hätte, obwohl ihr das gar nicht bewusst zu sein schien. Aber diesmal war niemand da, der ihr über die Wut hinweghalf, oder den Verlust. Den ganzen Weg bis zum Grab hielt Mutter meinen Arm so fest, dass ich davon Blutergüsse bekam, aber auch das machte Dora nicht wieder lebendig.

Nach dem Begräbnis begleitete ich meine Mutter nach Hause und brachte sie zu Bett. Die letzten Monate waren nicht spurlos an ihr vorübergegangen, eine Entwicklung, die durch die Geschehnisse der letzten Tage nur noch beschleunigt worden war. Ich wärmte etwas Brühe auf, aber sie weigerte sich zu essen und sank keuchend auf ihr Bett. Dem Tod ist meine Mutter schon unzählige Male begegnet (in man-

chen Jahren gibt es mehr Tot- als Lebendgeburten), aber sie hat immer darauf geachtet, sich davon nicht berühren zu lassen. Gestern schien es, als würden all diese Todesfälle sie endlich einholen und als könnte sie ihre Bürde nicht eine Sekunde länger tragen. Ich entzündete ein Feuer und setzte mich davor, bis ich dachte, sie sei eingeschlafen. Doch ganz sicher war ich mir nicht, als ich ging, denn sie hatte das Gesicht der Wand zugewandt.

Dann machte ich mich auf den Weg zu Long Boy. Als ich Doras Cottage erreichte, fand ich ihn, in Decken eingewickelt, zusammengekauert vor dem Kamin. Die Augen, groß und rund wie die der Mutter, waren vom Weinen geschwollen, und das Haar stand ihm wirr ab. In der Hand hielt er ein Stück Brot, und auf dem Tisch waren weitere Brotlaibe von verschiedenen Formen und Größen aufgestapelt, zusammen mit Tellern voll Fleisch, Gaben der Dorffrauen. Sein Appetit war sagenhaft. Seine Mutter hatte oft gescherzt, er sei das einzige männliche Wesen im Dorf, dessen Hunger sie nicht stillen könne. Er biss große Stücke von dem Brot ab, kaute rhythmisch, abwesend, die Augen unverwandt aufs Feuer gerichtet. Der Akt des Essens schien ihn zu beruhigen.

Zu meinem Erstaunen war er allein, und ich fragte mich, was aus den vier Männern geworden war, die ihn heimgetragen hatten? Und den anderen, die ihm das Essen gebracht hatten? Wo waren *sie*, nun, da Dora tot war? Mit Dora waren auch sie verschwunden, denn anscheinend war ihnen seine Gegenwart so unangenehm, wie sie der Doras bedurft hatten. Er war ein merkwürdiges Kind, anders als andere Kinder, das wie aus dem Boden gewachsen plötzlich vor einem stand und genauso plötzlich wieder verschwand. Er sprach selten, und wenn er es tat, dann, um eine Frage zu stellen, oft eine alarmierende. Bei meinem Eintreten sah er einen Augenblick auf und wandte sich dann wieder dem Feuer zu. Er

war daran gewöhnt, dass Außenstehende sein Zuhause betraten. Ich legte meine Sachen zu den anderen auf dem Tisch: ein paar hart gekochte Eier, eine Schinkenhaxe, ein Stück Butter. Ich zog den einzigen anderen Stuhl heran und setzte mich neben ihn. Er biss wieder ein riesiges Stück Brot ab, sein Kiefer mahlte, und seine Kehle schwoll beim Schlucken an. Ich saß mehrere Minuten bei ihm, und als er das Brot aufgegessen hatte, blickte er auf seine leeren Hände hinab.

»Johann.« Ich beugte mich vor. Er reagierte nicht, also wartete ich einen Augenblick und versuchte es dann erneut. »Long Boy!« Er sah mich an, zwinkerte und rieb sich das Gesicht, dann schweifte sein Blick zu dem Essen auf dem Tisch.

»Was wirst du tun?«

Er griff nach einem weiteren Stück Brot.

»Wirst du hier bleiben? Ganz allein?«

»Wer wird bei mir bleiben?«, fragte er. Ich sah ihn einen Augenblick an und schüttelte dann den Kopf.

»Keiner«, erwiderte ich. »Aber du könntest woandershin gehen. Du könntest dir Arbeit suchen. Du bist fast erwachsen.« Es war zu lächerlich: Er war fast doppelt so groß wie ich.

Er schüttelte den Kopf und biss erneut von seinem Brot ab. Einige Minuten schwiegen wir. Er aß weiter, und erst als er das Brot ganz gegessen hatte, drehte er sich mit verwundertem Blick zu mir.

»Warum ist sie gestürzt?«

Ich sah ihn an und zögerte. Ja, warum bloß, bei all ihrer Stärke, ihrem Charme und ihrem Mut, warum sollte sie dem Tod so leicht erlegen sein? Ich schloss die Augen, und sofort erschien sie, schüttelte ihre nussbraune Löwenmähne. Als ich die Augen wieder öffnete, starrte Long Boy mich an, wartend, mit offenem Mund.

»Ich weiß nicht«, war alles, was ich sagte.

KAPITEL 2

Ich blieb bei ihm, bis er, wie eine Katze eingerollt, vor dem Feuer einschlief. Dann machte ich mich auf den Rückweg zum Großen Haus, wobei ich das ganze Dorf mit seinen heruntergekommenen Bauernkaten durchqueren musste. Das Große Haus steht auf einem kleinen Hügel abseits des Dorfes. Sein Grund ist sauber durch eine niedrige Steinmauer abgegrenzt, auf die ich mich als Kind immer rittlings gesetzt habe, um die imposante Fassade nach Lebenszeichen im Hausinneren abzusuchen. Hinter dem Haus schwingen sich regelmäßig angelegte Gärten anmutig zu einer sumpfigen Wiese hinab und enden bei einem kleinen Bach, der im Frühling oft über seine Ufer tritt. Rechts vom Haus befinden sich die Nebengebäude, einschließlich einer kleinen Steinkapelle, die in den Hügel hineingebaut ist. Links davon ein Obstgarten mit Apfel- und Birnbäumen und Holunderbüschen.

Das Große Haus übt grundsätzlich eine beruhigende Wirkung auf mich aus. Schon immer habe ich beim Betreten das Gefühl gehabt, als könne ich an der Tür alles hinter mir lassen, mich mit den Hüten und Schals an einen Haken hängen, und mich drinnen hinter den Masken anderer verstecken. Eine nützliche Zuflucht. Hier verdiene ich auch meinen Lebensunterhalt, und hier wohne ich. Das Haus meiner Mutter habe ich vor fünf Jahren verlassen, als klar wurde, dass wir nicht länger unter einem Dach leben konnten.

Eigentlich hatte ich im Großen Haus in der Küche beim Brotbacken und Gemüseschrubben helfen sollen. Meine Herrin fand jedoch Gefallen an mir, und binnen kurzer Zeit

wurde ich Kammerzofe, schlief auf einem Behelfsbett vor ihren Gemächern und hastete in der Nacht umher, um ihre zahlreichen nächtlichen Launen zu befriedigen. Sie war es auch, die mir das Lesen und Schreiben beibrachte, denn meine Mutter, die ja selbst kaum mit ihrem Namen unterschreiben kann, war dazu nicht im Stande. Neben dem Bibelstudium erhielt ich in den ersten Jahren täglich Unterricht: Nun bin ich es, die meiner Herrin vorliest, denn sie ist schon hinfällig und ihr Augenlicht lässt nach. Eine Weile unterrichtete sie auch noch zwei andere Mädchen, meinen Ersatz in der Küche und das Wäschemädchen, doch beide hatten eine schlechte Auffassungsgabe und wurden schließlich der Köchin, Cook genannt, unterstellt. Wir beide, Cook und ich, sind, abgesehen von meiner Herrin, die einzigen Frauen im Haus. Abgesehen von Josiah, dem Butler meines Herrn, kommen und gehen die männlichen Bediensteten, denn, bedingt durch die geringe Größe des Anwesens, gibt es hier kaum Aufstiegsmöglichkeiten, und so versuchen die meisten ihr Glück anderswo. Im Ganzen zählen wir zwölf oder dreizehn. Unser Mahl nehmen wir zusammen in der Großen Halle ein, während unser Herr und unsere Herrin, seine Mutter, im angrenzenden Raum speisen.

Zunächst war es ungewohnt für mich, mit so vielen an einem Tisch zu sitzen. Zuvor waren es immer nur meine Mutter und ich gewesen, mit unserem Schweigen als einziger Gesellschaft. Am Anfang empfand ich das derbe Gerede der Männer und das Tischgeplänkel der Mädchen als beängstigend. Ich bekam kaum etwas herunter, und mein Gewicht schrumpfte auf das eines Stalljungen. Schließlich überwand ich meine Hemmungen und lernte, meine Meinung kundzutun, wenngleich die derben Zoten und Frotzeleien nach wie vor nicht nach meinem Geschmack sind. Ich nehme an, in dieser Hinsicht bin ich die Tochter meiner Mutter, denn für

einen geistreichen Schlagabtausch hat sie weder Zeit noch Talent. Ihre Worte sind voller Wahrheit, aber ohne jegliche Eleganz und Feinheit; und eben die versucht meine Herrin in mir zu kultivieren. Vielleicht bin ich die Tochter, die sie nie hatte, obgleich ich für sie nie Zuneigung empfunden habe, nur Loyalität. Dafür werde ich allerdings reichlich belohnt. Mittlerweile habe ich unter dem Dach meine eigene Schlafkammer. Nicht groß, aber ganz für mich, mit einem kleinen Fenster unter der Dachschräge. Darin befindet sich eine richtige Matratze mit gebleichten Leinenlaken und ein Kissen. In einer roh gezimmerten Truhe bewahre ich meine wenigen Habseligkeiten auf, die meisten davon Geschenke meiner Herrin. Alljährlich schenkt sie mir zu Weihnachten irgendein Tuch, aus dem ich mir ein Kleid oder einen Umhang nähe. Im ersten Jahr schnitt ich es sorgfältig zu, damit noch etwas für eine Haube für meine Mutter übrig blieb. Als ich sie ihr gab, schürzte sie die Lippen und bedankte sich, aber ich habe sie sie nie tragen sehen.

Was ich am Großen Haus über alles schätze, das sind die Fenster. Ich liebe es, wenn das Sonnenlicht durch das bleigefasste Glas fällt und auf dem Boden Muster bildet, die, einer Laune gleich, augenblicklich wieder verschwinden. Ehe ich ins Große Haus kam, lebte ich in fast völliger Dunkelheit. Im Haus meiner Mutter gab es nur ein Fenster, den Elementen preisgegeben und nach Norden gerichtet. Sonne kam dort keine herein, und im Haus war es infolgedessen immer kalt. Wir lebten in einem Raum und teilten uns ein großes Bett, das gegen den Luftzug rundherum mit Vorhängen versehen war. Das Cottage war eines von mehreren, die von meinem Herrn vermietet wurden. Wir waren die Einzigen, die keine Landwirtschaft betrieben. Trotzdem hing unser Schicksal mehr oder weniger von der Ernte ab; in Hungerjahren wurden weniger Kinder geboren, und für die Bezahlung meiner

Mutter war kaum Geld da. Aber in Zeiten des Überflusses ging es uns gut. Der Ruf meiner Mutter reichte weit über das Dorf hinaus. Sie reiste häufig in Nachbarorte und nahm sich auch einmal einer Frau königlichen Geblüts an, die unterwegs nach London war. Das Kind kam zu früh auf die Welt und starb, aber dennoch wurde meine Mutter mit mehr Goldmünzen belohnt, als sie je gesehen hatte, da sie rasch gehandelt und das Leben der Mutter gerettet hatte.

Als ich im Großen Haus einzog, war ich vierzehn. Ich war klein für mein Alter und hatte noch nicht den Körper einer Frau. Cook warf einen Blick auf mich und fragte dann lachend, was sie mit einem halben Hemd wie mir anfangen sollte! Doch arbeitete ich mehr als die anderen und hielt den Mund, und schon bald hatte ich mir bei den anderen Achtung verschafft. Klein zu sein hat so manchen Vorteil: Ich bewege mich freier im Haus als die anderen und bin infolgedessen in ihre Geheimnisse eingeweiht. Es ist ein großes Haus, das vom Großvater meines Herrn im Gepräge seiner Zeit erbaut worden ist, von den beiden nachfolgenden Generationen jedoch mit Anbauten versehen wurde. Das Ergebnis ist ein Mischmasch von verschiedenen Stilen. So hat der Vater meines Herrn einen Nord- und einen Westflügel hinzugefügt, mit Wirtschaftsräumen und Bedienstetenunterkünften im ersten und einem luxuriösen Gästegemach in letzterem, das selbst den Ansprüchen eines Adligen gerecht würde. Mein eigener Herr hat im Osten einen sechseckigen Turm bauen lassen, in dessen Erdgeschoss eine Bibliothek eingerichtet wurde. Eine Wendeltreppe führt den Giebelturm hinauf. Ganz oben befindet sich eine Aussichtsplattform, von der nur er Gebrauch macht. Das Gesamtbild leidet unter diesem Turm, da er von den Proportionen her in einem Missverhältnis zum Rest steht. Mein Herr selbst ist missgebildet, sein Rückgrat ist durch einen Geburtsfehler hakenförmig gekrümmt, und mir

kam es schon oft so vor, als habe er den Turm nach seinem Abbild erbauen lassen, um sich dort wohler zu fühlen. Denn er bewegt sich nur ungern unter seinesgleichen und traut sich nur selten vom eigenen Grund und Boden fort.

Er ist das genaue Gegenteil seiner Mutter, meiner Herrin, die sich trotz ihres Alters und ihrer angeschlagenen Gesundheit nach der Gesellschaft anderer sehnt. Ihr Mann starb schon, als ich noch ein Kind war, und seitdem kämpft sie darum, ihren Platz in dem bisschen an Gesellschaft zu behaupten, das unsere Grafschaft bietet. Sie erfreut sich an Unterhaltungen aller Art und folgt den Moden des Londoner Hofes so gut sie kann, was angesichts ihres Alters und ihres abgeschiedenen Wohnsitzes lächerlich ist. In den benachbarten Pfarreien leben vereinzelt ein paar Mitglieder des niederen Adels, mit denen sie gesellschaftlich verkehrt. Ansonsten umgibt sie sich mit Ärzten und Bediensteten und schafft sich so die eigenen Zerstreungen. Bezüglich ihrer Erscheinung und ihrer Bekleidung ist sie peinlich genau, und in den vergangenen Jahren bestand meine Hauptaufgabe darin, ihr in diesen Dingen zur Hand zu gehen. Das heißt, wenn sie nicht krank im Bett liegt, was sie gewöhnlich tut, wenn es keine anderen Ablenkungen gibt. Zu diesen Zeiten werde ich mit dem häufigen Auftragen verschiedenartiger Salben in Trab gehalten und mit Bibellesungen, die ihrer Meinung nach der Gesundheit zuträglich sind. Alles in allem ist die Arbeit verhältnismäßig leicht und ruft daher im Haus bisweilen Eifersucht hervor, wenngleich ich bezweifle, dass die anderen mit den ständigen Ratschlägen und Belehrungen so ohne weiteres zurechtkämen. Aber ich habe damit umzugehen gelernt und die Fähigkeit entwickelt, zu lauschen, ohne zuzuhören, und während des Vorlesens meinen eigenen Gedanken nachzuhängen.

Diesen Morgen hat sie beschlossen, krank zu sein, sich zu Bett gelegt und mich aufgefordert, nach dem Arzt zu schicken. Er lebt einige Meilen entfernt, und nachdem ich einen Stallgehilfen losgeschickt habe, ihn zu holen, kehre ich in ihr Schlafgemach zurück. Bei meinem Betreten döst sie auf ihrem Bett, und wie bei meiner Mutter kommt es mir so vor, als sei sie unversehens gealtert. Wie die Königin trägt sie in der Öffentlichkeit eine Perücke, und ohne diese wirkt ihr Kopf zu klein; das silberne Haar ist so dünn, dass überall die Kopfhaut durchschimmert. Der jahrelange Gebrauch von Schminke hat ihre Haut verwüstet, und wenn sie sie nicht unter Puder verbirgt, wirkt sie rau und gerötet. Dadurch, dass ihr schon zahlreiche Zähne fehlen, ist ihr Mund eingefallen, vor allem im Schlaf, und die Haut hängt am Hals in großen Falten. Als ich in das Zimmer komme, öffnet sie eine Sekunde die Augen, dann schließt sie sie seufzend wieder. Ich setze mich neben ihrem Fenster an meinen Lieblingsplatz und nehme meine Stickerei auf. Selbst im Schlaf hat sie mich gern um sich, und ich verbringe viele Stunden am Fenster, meine Nadeln und Träumereien als Gesellschaft. Bei solchen Gelegenheiten werde ich oft unruhig, doch heute ist es mir egal, denn in Gedanken bin ich wieder einmal bei Long Boy.

Nun kommt es mir seltsam vor, dass nur er Fragen zum Tod seiner Mutter gestellt hat. Die großleibige Frau war von einem Bauern entdeckt worden, dem ein Schaf aus dem Pferch entwichen war. Er hatte auch als Erster versucht, ihren gefrorenen Leichnam aus dem Eis zu befreien. Als er es nicht schaffte, war er ins Dorf zurückgekehrt, und eine Gruppe Freisassen hatte sich an den Unfallort begeben. Sie brauchten eine Zeit, um sie heimzuschaffen. Schließlich zogen sie sie auf einem Schlitten über die vereisten Felder. Sie bahrten sie in ihrem Cottage auf, und hinterher schnappte ich zufällig auf, wie jemand sagte, bei ihrem Anblick wäre Long Boy

vor Entsetzen förmlich erstarrt. Meine Mutter half dabei, den Leichnam für die Beerdigung herzurichten. Danach erzählte sie, dass Doras Hinterkopf durch einen scharfen Stein gespalten worden sei und sie dabei alles Blut verloren habe. In den wenigen Tagen bis zu ihrem Begräbnis war ihr Haus Schauplatz großer Trauer. Jeder aus der Pfarrei kam, um ihr die letzte Ehre zu erweisen, und auch aus den Nachbardörfern und -städten kamen viele herbei. Während ich dort war, kam der Arzt meiner Herrin, und ich sah zu, wie er die Kopfwunde untersuchte. Er zog Doras Augenlider hoch und besah sich ihre Pupillen, dann strich er locker über ihre Gliedmaßen und ihren Bauch, eine Geste, die auf mich teils forschend, teils zärtlich wirkte. Schließlich nahm er ihre Hände, untersuchte ihre Handflächen und hielt dabei ihre Finger einen Augenblick zärtlich in den seinen. Dann legte er sie wieder nieder und wandte sich zur Tür. Ich wollte ihn abfangen, aber ehe ich noch ein Wort sagen konnte, war er schon verschwunden.

Meine Herrin bewegt sich und stützt sich auf einen Ellbogen, beginnt zu husten. Ich eile zu ihr und halte sie. Ihre Schulterknochen wirken wie Vogelknochen, die unter zu großem Druck brechen könnten. Der Husten erschüttert ihre zerbrechliche Gestalt, ein trockenes, rasselndes Geräusch, das die Stille im Raum zerreißt. Als der Hustenanfall vorbei ist, verharrt sie gebeugt, der Atem ein Pfeifen, und ich starre auf den apfelsinengroßen kahlen Fleck auf ihrem Kopf, wie ihn auch Babys haben. Schließlich schluckt sie und hebt den Kopf, fixiert mich mit ihren wässrigen grauen Augen.

»Dieser verflixte Husten richtet mich noch zugrunde«, sagte sie.

»Nein, Ma'am«, erwidere ich. Ich reiche ihr einen Becher Ale, den sie mit einem Nicken entgegennimmt. Sie mag es

warm und trinkt davon den ganzen Tag überreichlich. Sie schlürft den halben Becher leer und gibt ihn mir wieder.

»Wo ist Lucius?«, will sie wissen.

»Unterwegs, Ma'am.«

»Er sollte näher wohnen! Was, wenn ich einmal einen Schlaganfall habe?«

»Dafür wohnt Mylord Carrington nicht weit entfernt.«

»Trotzdem würde ich sterben«, bemerkt sie schniefend.
»Ein Kadaver, der einen anderen behandelt.« Letzteres ist eine Untertreibung: Ihr anderer Arzt, Carrington, ist so bejahrt, dass er nur noch mit der Hilfe eines Dieners laufen kann. Das letzte Mal, als er sie behandelte, verließen ihn bei der Untersuchung die Kräfte, und er musste aus dem Raum getragen werden.

Ich kehre zu meinem Platz am Fenster zurück, nehme Nadel und Faden wieder auf. Ihr Blick schweift an mir vorbei zum Fenster. Der Himmel ist grau, und dicker Frost bedeckt die Stoppelfelder. Bislang war der Winter ungewöhnlich hart, so wie die, an die ich mich aus meiner Kindheit erinnere. Meine Herrin erschauert und zieht den Morgenmantel fester um ihre Schultern, dann lässt sie sich zurück in die Kissen fallen.

»Sie muss binnen einer Stunde gefroren sein«, sagt sie. Es dauert einen Augenblick, bis ich begreife, dass sie von Dora spricht. »Zumindest ihr zuliebe hoffe ich, dass sie bereits tot war«, fährt sie in nicht ganz gleichgültigem Ton fort. Nicht zum ersten Mal bemerke ich ihre Missbilligung.

»Es heißt, sie sei nach dem Sturz auf der Stelle tot gewesen«, erwidere ich. Meine Herrin zieht die Augenbrauen hoch.

»Vielleicht«, bemerkt sie viel sagend. »Vielleicht lag es ja doch am Sturz.«

Etwas an ihrem Tonfall lässt mich aufhorchen. Ich hebe

den Blick und sehe, dass sie an einem Faden an ihrer Bettwäsche zupft. Ich runzle die Stirn, zögere einen Augenblick.

»Dadurch wurde ihr Schädel zertrümmert«, erkläre ich.
»Lucius hat sie untersucht.«

»Viele, viele Male, denke ich, im Lauf eines Lebens«, fügt sie ein wenig zu beiläufig hinzu. Zum ersten Mal fällt mir auf, dass Alter und Eifersucht sich nicht ausschließen. Da ich an keine Antwort denken kann, die nicht leicht respektlos klänge, sehe ich sie nicht an. Eine Weile sitzen wir so da, und nur meine Nadelarbeit unterbricht die Stille.

»Es fällt einem schwer zu glauben, dass sie tot ist«, sagt sie schließlich. Ich hebe den Kopf, und sie sieht mit starrer Miene an mir vorbei zum grauen Himmel. Bedächtig wendet sie sich mir zu und blinzelt.

Unfähig zu antworten starre ich sie an.

Aufgehalten durch die Straßen, die diesen Winter kaum befahrbar sind, trifft Lucius erst eine Stunde darauf ein. Geschäftig kommt er mit seinem Instrumentenkoffer herein und räuspert sich wichtigtuersch. Meine Herrin scheint seine Affektiertheit nicht wahrzunehmen. Sofern so etwas in dem Alter noch möglich ist, wird sie in seiner Gegenwart tatsächlich kokett. Es fällt mir schwer, den Grund dafür zu verstehen. Obgleich fülliger und robuster, ist Lucius kaum jünger als sie. Er sieht zwar nicht gut aus, aber ich nehme an, sein Gebaren ist beeindruckend. Sein größter Vorzug ist sein Haar, das, obwohl grau, dicht ist und gänzlich seines. An windigen Tagen macht es sich selbstständig, und ich habe schon oft mitbekommen, wie er es vor dem Gemach meiner Herrin zu bändigen versucht hat. Doch hat er kleine Schweinsäuglein und seine Nase neigt zur Röte. Zudem hat er ein fliehendes Kinn, was er durch einen dünnen Ziegenbart und eine übergroße Halskrause zu kaschieren sucht.